

OTMG



Mütterleben



Sie pendeln durch Deutschland, arbeiten 80 Stunden die Woche, werden ständig beurteilt und müssen auf Zeit mit ihrer Familie verzichten. Vier Spitzenpolitikerinnen mit Kindern erzählen aus ihrem Alltag

Dorothee Bär, CSU, arbeitet im Kanzleramt. Wenn sie ihre hohen Schuhe anzieht, weiß ihr Sohn, dass sie zur Arbeit muss



Das Erste, was einem an diesem Abend im Hotel Adlon an der SPD-Politikerin Katarina Barley und ihrem 16-jährigen Sohn Nico auffällt, ist ihre Ähnlichkeit. Sie trägt ein weißes, ärmelloses Kleid mit großem Kragen und schmalen Gürtel. Er einen beigefarbenen Anzug mit einem orangeschwarzen Einstecktuch und der passenden Krawatte. Sie haben die gleichen großen Augen, die gleiche Nase mit der weichen Spitze, die gleichen rötlich schimmernden braunen Haare. Es ist gegen zehn Uhr am Abend des Bundespresseballs, und Nico, der Politikertermine eigentlich nicht besonders mag, ist heute ausnahmsweise mitgekommen.

»Da ist der Bundespräsident!«, ruft er.

Es ist nicht leicht, Zeit mit seiner Mutter zu verbringen, wenn sie Politikerin ist. Barley reist und arbeitet viel, Nico lebt bei seinem Vater. Heute ist er nach der Schule von seinem Wohnort Brüssel nach Berlin geflogen, dann war er mit seiner Mutter bei einer Besprechung mit Lars Klingbeil, dem Generalsekretär der SPD. Deren Mitglieder haben gerade ihre neue, linke Parteispitze gewählt. Falls Nico und Barley das Ergebnis, das am nächsten Tag halb Deutschland schockieren wird, schon kennen, so lassen sie es sich an diesem Abend im Dezember nicht anmerken.

Ein Fotograf eilt auf sie zu. »Frau Barley – ein Foto von Ihnen und Ihrem Sohn?« Sie hält inne, eigentlich will sie keine Bilder von ihren Kindern in der Öffentlichkeit verbreiten. Fragend sieht sie Nico an: »Was denkst du?« Er nickt.

Der Fotograf dirigiert sie vor eine weiße Balustrade, hinter ihnen erhellt ein Kronleuchter den Raum. Nico legt seiner Mutter den rechten Arm um die Schulter. Lächelnd sehen sie in die Kamera. Klick.

Später wird Barley sagen: »Mein Sohn ist jetzt 16, und ich habe ihn in den letzten vier, fünf Jahren wenig gesehen. *Sehr* wenig gesehen. Das waren wichtige Jahre für ihn, aber es ging nicht anders.«

Katarina Barley ist eine von vier Frauen, die mit dem *ZEITmagazin* über ein sehr persönliches Thema gesprochen haben: Wie schwer ist es als Politikerin, Karriere zu machen, wenn man dabei auch noch die eigenen Kinder sehen will? Wie familienfreundlich ist dieser Beruf? Und ist die Antwort auf diese Fragen der Grund dafür, dass es so wenige Politikerinnen gibt?

Eigentlich sollte man denken, dass dieses Thema im Jahr 2020 kein Problem mehr ist. Nicht nach fast 15 Jahren unter einer Kanzlerin. Nicht nach den unzähligen Elternzeit-, Kita-, Väterdebatten. Wurde bei der Vereinbarkeit nicht schon wahnsinnig viel erreicht? Gibt es mit dem Aufstieg der AfD und dem Niedergang der Volksparteien nicht drängendere Probleme in der Politik?

Doch wenn man sich länger mit diesen Fragen beschäftigt, stellt man fest, dass das Politische auch hier mit dem Privaten zusammenhängt. Der Zustand der Demokratie hat große Auswirkungen auf das Leben derer, die für sie arbeiten. Die Zweifel am System verstärken den Druck, unter dem sie stehen. Die AfD wird stärker, die Volksparteien werden schwächer, das Coronavirus setzt das normale Leben außer

Kraft. Es sind Zeiten, die den Beruf des Politikers für alle zum Extremjob machen. Die Frauen, die diese Geschichte zeigen, stehen unter einem besonderen Druck, vor allem die mit Kindern.

Vier Mütter sollen hier porträtiert werden, die unterschiedliche Modelle leben: Dorothee Bär, CSU, die einen Job im Kanzleramt in Berlin und eine Familie mit drei Kindern in Bayern hat. Franziska Brantner, Abgeordnete der Grünen, die ihre Tochter allein aufzieht. Kristina Schröder, die frühere CDU-Familienministerin, die sich von ihren Ämtern



zurückgezogen hat und nun mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in ihrer Heimatstadt Wiesbaden lebt. Und Katarina Barley, SPD, die Ministerin war und jetzt Vizepräsidentin des Europaparlaments in Brüssel ist, wo ihre Patchworkfamilie lebt.

Als Dorothee Bär kurz vor Weihnachten verspätet durch die Aula einer Schule in Bayern huscht, lässt sich der Moderator eine Anspielung auf ein berühmt-berüchtigtes Interview von ihr nicht nehmen. »Herzlich willkommen! Da sind wir wieder beim Thema Flugtaxi: Wenn Politiker

damit anreisen könnten, würde es schneller gehen!« Bär lächelt breit und professionell, dann tritt sie auf die Bühne, die mit zwei Plakaten dekoriert ist. Kinder in Forscherkiteln sind darauf zu sehen, sie führen Experimente mit einer Kiwi durch. Das Jack-Steinberger-Gymnasium in Bad Kissingen wurde gerade als »Mint-freundliche Schule« ausgezeichnet, also für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik. Um das zu feiern, wurden nicht nur 120 Lehrer aus der Region eingeladen, sondern auch, als Stargast sozusagen, die Staatsministerin für Digitalisierung. Bär vertritt den Wahlkreis Bad Kissingen seit 2002 für die CSU im Bundestag.

Mit ihrem dunkelblauen Hosenanzug, den schwarzen Schuhen mit den goldenen Schnallen und dem sorgfältig geschminkten Gesicht sieht sie makellos aus. Doch als sie sich am Mikrofon für die »große Ehre« bedankt, heute vor gleich zwei Landräten sprechen zu dürfen, krächzt sie mehr, als dass sie spricht. Ihre Stimme klingt rau wie Schleifpapier. Sie ist krank, richtig krank. Sie hat eine schlaflose Nacht

gung jedoch freigesprochen. Zuvor war die Grünen-Abgeordnete Renate Künast gegen einen Facebook-Nutzer vor Gericht gezogen, der sie als »Drecksfotze« und »Schlampe« beschimpft hatte. Das Berliner Landgericht hatte ihre Klage erst abgelehnt und das Urteil später teilweise revidiert. Frauen für die Politik zu gewinnen wird dadurch immer schwieriger. Haben sie Kinder, wollen sie die beschützen. »Wir hören jetzt immer häufiger: Das tue ich meiner Familie nicht an. Sie wollen nicht, dass ihre Kinder im Kindergarten oder in der Schule gehänselt oder gemobbt werden«, erzählt Bär. Als die Diskussion um das Urheberrecht im Netz vergangenes Jahr immer hitziger wurde, sei auch ihre 13-jährige Tochter beschimpft worden. »Natürlich macht das was mit einem, wenn plötzlich die eigenen Kinder mit reingezogen werden«, sagt Bär.

Die Frage nach der Familienfreundlichkeit der Politik führt also zu einer anderen Frage: Wie frauenfeindlich ist sie?

Als Dorothee Bär mit 24 Jahren in den Bundestag einzog, bekam sie den Rat, bloß keine junge Frau einzustellen – die

»Wenn man schwanger ist, taucht man in den Köpfen der Leute nicht mehr auf. Selbst bei unwichtigen Posten sagen andere: Die kann für die nächsten Jahre nicht kandidieren.«

und ein durchgearbeitetes Wochenende hinter sich, heute Morgen hatte sie Fieber. In einem anderen Beruf wäre man in ihrer Situation zu Hause geblieben, aber Bär ist Politikerin, und Politiker müssen funktionieren, immer.

Die 41-Jährige gilt als das moderne, weibliche Gesicht einer Partei, die vor allem für ihre Männer bekannt ist. Im Bayerischen Landtag ist nur jeder fünfte CSU-Abgeordnete eine Frau, im Bundestag ist die Situation noch schlechter: Nur die AfD-Fraktion hat mit 10,9 Prozent einen geringeren Anteil an Frauen als die CSU mit ihren 13 Prozent. In der gesamten Fraktion aus CDU/CSU sind es 20,7 Prozent.

Dieser Eindruck der Männerdominanz hat sich verschärft, seitdem sich drei Männer darum bewerben, den CDU-Vorsitz von Annegret Kramp-Karrenbauer zu übernehmen und vermutlich Angela Merkel im Kanzleramt zu beerben. Nun, da die Frauen an der Spitze abtreten, wird deutlich, wie sehr sie in der Partei fehlen. Die *Süddeutsche Zeitung* hat 20 Unionspolitikerinnen kürzlich nach den Gründen dafür gefragt. Die Mehrheit antwortete: weil die Politik so familienfeindlich ist.

Fragt man Dorothee Bär, dann liegt das Problem auch darin, dass weibliche Politiker schlimmer beleidigt werden als männliche, im letzten Jahr habe das stark zugenommen. Vor wenigen Monaten hat die Berliner Staatssekretärin Sawsan Chebli einen YouTuber verklagt, der sie als »islamische Sprechpuppe« beschimpft hatte. Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten hat den Mann vom Vorwurf der Beleidigung

würde doch bestimmt bald ein Kind kriegen und weg sein. (Bär sagt, sie habe daraufhin erst recht eine junge Büroleiterin ausgesucht.) Vier Jahre später, 2006, wurde sie selbst zum ersten Mal schwanger. Plötzlich wurde sie von ihren Parteikollegen anders behandelt. »Es war, als ob man diesen Unsichtbarkeitsumhang von Harry Potter über den Kopf geworfen bekommt«, sagt sie an einem anderen Tag in ihrem Büro im Kanzleramt. »Wenn man schwanger ist, taucht man in den Köpfen der Leute nicht mehr auf. Selbst bei unwichtigen Posten sagen andere: Die kann für die nächsten Jahre nicht kandidieren, sie bekommt ja ein Kind.«

Als Politikerin durfte Bär nach der Geburt zwar acht Wochen in den Mutterschutz gehen, aber keine Elternzeit nehmen. Sie war schließlich für vier Jahre gewählt worden. (Die Bundestagsverwaltung erklärt das mit Artikel 38 des Grundgesetzes, nach dem Abgeordnete Volksvertreter sind, für die das Elternzeitgesetz nicht gilt.) Als ihre Tochter Emilia acht Wochen alt war, musste Bär also wieder voll einsteigen und sie in den Sitzungswochen nach Berlin mitnehmen; ihr Mann arbeitete in Bayern. Im Bundestag gab es damals weder eine Wickelkommode noch das Bewusstsein, dass namentliche Abstimmungen, die manchmal erst abends um halb elf stattfinden, für stillende Frauen ein Problem sein könnten. Bär hat in solchen Situationen den Kinderwagen mit dem Baby vor dem Plenarsaal abgestellt, jemanden gebeten aufzupassen, ist reingerannt, hat abgestimmt und ist wieder rausgerannt.

Im Wahlkreis traute sie sich nicht zu sagen, dass sie abends nach Hause wollte, um Emilia ins Bett zu bringen. Tat sie es doch, musste sie sich spitze Kommentare anhören. Irgendwann schob sie einfach andere Termine vor. »Da hatte komischerweise niemand etwas dagegen«, sagt sie.

In Deutschland erfolgt der Aufstieg in einer Partei durch die sogenannte Ochsentour, und allein dieser Name zeigt, dass der klassische Politiker in den Augen vieler ein Mann ist, der keine Schwäche zeigt, immer einsatzbereit ist und klaglos alle Mühen auf sich nimmt. Lange wurde Politik ausschließlich von Männern bestimmt; als Konrad Adenauer 1961 mit Elisabeth Schwarzhaupt die erste Frau in sein Kabinett berief, wurde sie von einem Fernsehmoderator gefragt, ob man sie denn nun als »Frau Minister« oder »Frau Ministerin« ansprechen solle.

Die wenigen Frauen, die damals Politik machten, hatten keine Kinder, zumindest keine kleinen. Erst in den letzten drei, vier Legislaturperioden zogen vermehrt junge Frauen in den Bundestag ein, die auf Nachwuchs nicht verzichten wollten.

Natürlich könnte man den Vätern in der Politik genauso gut die Frage stellen: Wie schaffen Sie das? Aber es soll hier um die Mütter gehen, denn ihre Situation ist schwieriger. Eine Studie der Hanns-Seidel-Stiftung kam 2011 zu dem Befund, dass unter den Abgeordneten deutlich mehr Väter waren als Mütter. »Während bei den Männern in vielen Fällen eine gar nicht oder nur Teilzeit berufstätige Ehefrau die Familienarbeit vollständig übernimmt, ist es bei den weiblichen Abgeordneten nicht die Regel, dass ihnen der Ehemann den Rücken freihält«, schrieben die Autorinnen. Auch heute macht man also am einfachsten politisch Karriere, wenn man ein Mann ist und eine Frau hat, die die Erziehung der Kinder übernimmt. Das umgekehrte Modell ist die Ausnahme. Das prägt die Art, wie Politik organisiert wird. Laut Bär werden politische Termine oft am Abend

oder am Wochenende angesetzt. Entscheidungen werden häufig von denen getroffen, die am längsten sitzen bleiben. In der Partei gilt man als besonders wichtig, wenn man sonntagabends oft in der Talkshow zu sehen ist.

Frau Bär, glauben Sie, dass Sie ohne Kinder höher aufgestiegen wären?

»Ich hätte wahrscheinlich eine ganz andere Karriere gemacht, wenn ich keine Kinder hätte. Ja, das glaube ich schon.«

Heute hat Dorothee Bär drei Kinder im Alter von sieben, acht und 13 Jahren und einen Job, der ihren Angaben nach 80 bis 90 Stunden in der Woche verlangt, Wochenendtermine inklusive. Ihre Familie lebt in Franken, ihr Mann ist Landrat in der Region, die Verwandten helfen bei der Erziehung mit. Hat sie eine sitzungsfreie Woche, versucht sie, ihre Anwesenheit in Berlin auf drei Tage zu beschränken. Ihre anderen Termine (die in Bayern und ganz Deutschland stattfinden) legt sie so, dass sie nachmittags oder abends auch mal nach Hause fahren kann. »Als ich noch keine Kinder hatte, bin ich auch mal über Nacht in München geblieben, wenn ich am Abend davor und am Morgen danach einen Termin dort hatte. Jetzt fahre ich immer heim, auch wenn es mal nur für eine Stunde dazwischen ist«, sagt sie.

Das Schwierige sind die 22 Sitzungswochen im Jahr, in denen sie in Berlin sein muss. Bär reist dann montags an und freitags ab, sie telefoniert mehrmals täglich mit ihren Kindern, oft über Facetime. In dieser Zeit führt sie eine Fernbeziehung mit ihrer Familie, und auch wenn sie betont, dass sie bei wichtigen Ereignissen sofort in den Zug springen würde, so ist das leichter gesagt als getan. Einmal wollte sie ihre älteste Tochter überraschen und zu deren Auftritt beim Vorlesewettbewerb anreisen. Wegen eines Betriebsschadens steckte ihr ICE dann aber mehrere Stunden fest, und sie musste ihren Mann bitten, zu der Veranstaltung zu fahren. Als sie endlich ankam, war schon alles vorbei. [→ S. 23]

SAM ROCKWELL

KATHY BATES

JON HAMM

OLIVIA WILDE

UND PAUL WALTER HAUSER



EIN CLINT EASTWOOD FILM

DER FALL RICHARD JEWELL

NACH DER WAHREN BEGEBENHEIT
DES BOMBENANSCHLAGS IN ATLANTA 1996

BASED UPON THE ARTICLE "PALESTINE MENTOR" BY MARIE BRENNER WRITTEN BY BILLY RAY DIRECTED BY CLINT EASTWOOD © 2019 PIPER PRODUCTIONS

DIE WELT WIRD SEINEN NAMEN UND DIE WAHRHEIT ERFAHREN

JETZT IM KINO





Trotz aller Schwierigkeiten betont Bär, dass ihre Kinder sie zu einer besseren Politikerin gemacht hätten. Es hat sie innerlich freier gemacht, widerstandsfähiger gegen den Sog, den der Job auf einen ausüben kann. »Wir Politiker regen uns ja oft über Dinge auf, die nichts mit Sachfragen zu tun haben: Da geht's um Personaldiskussionen, um die Fraktion, die Landesgruppe; die Frage, wer in der Partei für was gewählt wird«, sagt sie. »Mit der Geburt meines ersten Kindes hat sich für mich wahnsinnig viel relativiert. Meine Kinder erden mich und machen mich zu einem gelasseneren und besseren Menschen.«

Franziska Brantner war gestern Nacht wieder bis 2.30 Uhr im Plenum, heute Morgen hat sie ihre neunjährige Tochter um 8.30 Uhr zur Schule gebracht, und jetzt, um 9.15 Uhr, entschuldigt sie sich, weil sie zu dem Interview im Bundestag eine Viertelstunde zu spät gekommen ist. Die Grünen-Politikerin steht auf einem Flur mit beigefarbenen Wänden und Mauerdekoration, hinter ihr ist das Schild »Büro Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge« zu erkennen. Sie stößt die blaue Tür daneben auf, betritt einen kleinen Raum und sagt stolz: »Das haben wir erkämpft!«

Das Spielzimmer des Bundestags ist ein Konferenzzimmer mit Farbtupfern. Auf einem roten Sofa rechts an der Wand sitzt eine Abgeordnete mit ihrem fünf Monate alten Baby. In der Mitte sind zwei Kindertische mit Buntstiften und Pixi-Büchern platziert. Links an der Wand steht eine Wickelkommode neben einem grauen Sichtschutz für den Stillbereich. Brantner, die eine Brille mit Tigermuster und einen lila Blazer trägt, durchschreitet den Ort wie eine Reiseführerin. Bei allem Stress wirkt die 40-Jährige erstaunlich fröhlich.

Fünf Jahre ist es her, dass sie mit fünf anderen Politikerinnen die Initiative »Eltern in der Politik« gründete. Einige von ihnen waren auf einer Liste der »faulsten Abgeordneten« gelandet, weil sie während ihres Mutterschutzes bei den namentlichen Abstimmungen gefehlt hatten. Der Grund war nirgendwo vermerkt worden. »Viele denken, wir tun nichts«, sagt sie. »Man steht unter Druck, beweisen zu müssen, dass das nicht so ist. Deswegen reißt man sich auch beide Beine aus.«

Eigentlich wirken die damaligen Forderungen der Eltern-Initiative selbstverständlich: Sitzungen sollten effektiv geleitet werden und pünktlich enden. Sonntage sollten für die Familie reserviert bleiben. Im Bundestag sollte in der Nähe des Plenums ein Zimmer eingerichtet werden, in dem die Kinder spielen und die Mütter stillen, wickeln und auf ihre namentlichen Abstimmungen warten können.

Inzwischen ist aus der Abgeordnetengruppe ein Art virtuelles Manifest geworden. Fast 300 Frauen und Männer haben die Punkte als Selbstverpflichtung unterschrieben, unter ihnen Ursula von der Leyen, Robert Habeck, mehrere Kreisverbände und zwei Personen, die sich als »Bürger« eingetragen haben. Einiges hat sich verbessert: Bei manchen Gemeinderatssitzungen, die sonntags stattfinden, wird eine

Kinderbetreuung angeboten. Die Bundestagsverwaltung vermerkt, wenn Parlamentarierinnen im Mutterschutz sind, und erlaubt ihnen nach ihrer Rückkehr, ihre Kleinkinder kurz zu namentlichen Abstimmungen in den Plenarsaal mit hineinzunehmen. Zudem wurde – zwei Jahre nach dem Antrag – das erwähnte Spielzimmer eröffnet.

Anderes lässt sich bis heute nicht durchsetzen. In Zeiten des Coronavirus, des neuen griechischen Flüchtlingsdramas und der Vorstandswahl der CDU scheint es unmöglich zu sein, Sitzungen mit festem Ende oder politikfreie



Sonntage durchzuführen. Krisengipfel müssen abgehalten werden. Talkshows wollen besetzt werden. Manche Politiker wittern ihre Chance, sich zu profilieren, andere kämpfen darum, nicht unterzugehen.

Das Dilemma scheint schwer zu lösen zu sein. Einerseits hat die deutsche Politik in den vergangenen Jahren die Ehe für alle eingeführt, das Elterngeld flexibler gestaltet und eine Frauenquote für Aufsichtsräte eingeführt. Andererseits hinkt sie weit hinter jedem Dax-Unternehmen, jedem Medienhaus und jeder Stiftung hinterher, wenn es um die Vereinbarkeit im eigenen Betrieb geht.

Brantner war früher EU-Abgeordnete, sie erinnert sich noch gut an ihren Kulturschock, als sie 2013 in den Bundestag wechselte. Während sie von den Skandinaviern die Einstellung kannte, dass man seine Abende für seine Freunde und die Familie frei halten sollte, traf sie in Deutschland auf eine Präsenzkultur, die sie als unmodern empfand. In Brüssel und Straßburg hatte sie viele Treffen in ihrer Mittagspause erledigt – in Berlin bekam sie lauter Einladungen zu parlamentarischen Abenden. Brantner wollte sich in ihrem neuen Job etablieren, ohne ihre kleine Tochter dauernd der

geht, einen Elternabend zu besuchen, dann ist da nur sie. Sie versucht, so oft wie möglich zum Abendessen zu Hause zu sein, auch wenn sie danach noch mal losmuss.

Ihr Job als europapolitische Sprecherin ist ihr wichtig, gerade jetzt, wo Zigtausende Flüchtlinge vor der Grenze zu Griechenland ausharren und der Green Deal der EU nur langsam vorankommt. Ihre Tochter ist ihr wichtiger. Das bedeutet, dass Schulfeste oder Klavieraufführungen Monate vorher im Terminkalender geblockt werden. Dass sie auf vielen parlamentarischen Abenden fehlt. Dass sie nicht zu jedem Termin in ihren Wahlkreis fahren kann. Dass sie oft das Gefühl hat, sie sei ein kleines Logistikunternehmen.

Fährt sie für zwei, drei Tage in ihren Wahlkreis in Heidelberg, reist ihre Mutter aus Freiburg an, um sich um die Tochter zu kümmern. Brantner macht dann ihre Termine, am Abreisetag nimmt sie den Nachtzug, der um 23.14 Uhr losfährt und derzeit wegen einer Baustelle nicht durchfährt wie sonst. Morgens um 7.32 Uhr erreicht sie den Berliner Hauptbahnhof und fährt erst mal nach Hause, um mit ihrer Tochter zu frühstücken und sie zur Schule zu bringen. Dann geht es wieder zurück nach Hause, um zu duschen. Dann in den Bundestag. Sind Sitzungen vor oder um acht Uhr angesetzt, reicht sie ihre Punkte vorher schriftlich ein und bittet darum, die Diskussion auf später zu legen.

Brantner hat es sich abgewöhnt, sich zu entschuldigen, sie stellt Forderungen. Bei Dienstreisen zum Beispiel. Viele Stiftungen bieten Politikern an, sich von ihrem Partner begleiten zu lassen. Brantner besteht darauf, ihre Tochter mitzunehmen. Inzwischen, sagt sie, brächten sogar einige andere Politiker ihre Kinder mit.

Man könnte nun einwenden, dass Franziska Brantner von niemandem dazu gezwungen wird, als Politikerin zu arbeiten und sich derart zu zerreißen. Im gesamten Bundestag fallen ihr auch nur vier, fünf weitere alleinerziehende Abgeordnete ein (die frühere SPD-Parteichefin Andrea Nahles gehörte auch dazu). Man rede nicht offen darüber, sagt sie. Gleichzeitig ist die Zahl der Alleinerziehenden in Deutschland erstaunlich groß: 2,6 Millionen Menschen sind es, vor allem Frauen. Ist es nicht einfach nur demokratisch, dass ihre Sicht im Parlament vertreten ist?

Um die Gesellschaft zu repräsentieren, braucht es Leute wie Brantner – Politiker, die bereit sind, einen hohen Preis zu zahlen, weil sie das Gefühl haben, dass ihre Arbeit sinnvoll ist. Nur so verändert sich die Politik. Nur so hält sie Schritt mit der Art, wie Frauen, Männer, Kinder leben.

Kristina Schröder hat Adiks Stehcafé in Berlin als Treffpunkt vorgeschlagen, einen Imbiss mit hohen Tischen und einem thailändischen Transvestiten hinter der Theke. Es ist kein Ort, an dem man eine ehemalige Ministerin vermuten würde, aber für Schröder, die heute aus Wiesbaden angereist ist, bedeutet der Imbiss ein Stück Heimat. Hier um die Ecke hat sie bis vor zwei Jahren gewohnt, im Sommer hat sie mit ihren beiden älteren Töchtern (die heute acht und fünf sind) oft im Garten vor dem Café gegessen und Eis gegessen.



Nanny zu überlassen. Irgendwann stellte sie zwei goldene Regeln auf: maximal zwei Abendtermine pro Woche. Und: Morgens bringe ich meine Tochter zur Schule.

Brantner, die eine Tochter mit dem Tübinger Bürgermeister Boris Palmer hat, ist alleinerziehend. Die beiden trennten sich, als sie noch in Brüssel lebte. Eine alleinerziehende Abgeordnete zu sein, sagt sie, sei »ein Extremjob«. Nach einer langen Arbeitsnacht wie gestern kann sie zu niemandem sagen: Kannst du morgen früh übernehmen? Wenn die Schule anruft, weil ihre Tochter hingefallen ist und sich den Zahn ausgeschlagen hat, muss sie sie abholen. Wenn es darum



Sie hat die hellbraunen Haare seitlich gescheitelt und zusammengebunden, noch immer strahlt sie die Mädchenhaftigkeit von damals aus, als sie mit 32 Jahren Familienministerin wurde. Zehn Jahre ist das her, doch vielen ist ihr Bild bis heute in Erinnerung geblieben, schließlich war sie die erste Ministerin mit Babybauch.

Damals sagte sie einen Satz, der ihr zeigen sollte, wie riskant es für eine Politikerin sein kann, über ihr Privatleben zu sprechen. »Wir werden dann vor den gleichen Herausforderungen stehen wie viele andere Paare in Deutschland, bei denen beide beruflich sehr gefordert sind«, erzählte sie der *Bild*-Zeitung über sich und ihren Mann, einen Staatssekretär im Innenministerium. Die Kritik war heftig, zumindest im Internet: Sie und ihr Mann seien doch so unglaublich privilegiert, schimpften Nutzer auf Twitter. Wie konnte sie es nur wagen, sich mit anderen zu vergleichen?!

Sie wiegt ihren Kopf, der vermeintliche Fehler geht ihr noch nach. »Vielleicht hätte ich sagen sollen: Wir werden dann vor den gleichen Herausforderungen stehen wie viele

Spiegel hatte einen Titel zur gescheiterten Familienpolitik veröffentlicht: »Das Sorgenkind«.

»Das waren heftige Phasen, in denen man standhalten muss. Viele haben versucht, mich als unbedarftes Dummchen darzustellen«, erinnert sich Schröder. »Die Zeitungen schreiben, Sie seien angezählt. Die Opposition reagiert mit Gelächter, wenn Sie im Bundestag eine Rede halten. Ich wusste, dass ich diese heftigen Reaktionen provoziere, weil ich feministische Dogmen infrage gestellt habe. Dennoch nehmen Sie das mental mit nach Hause.«

Schröder vertrat Positionen, die man vielleicht von einem älteren Mann erwartet hätte, nicht aber von einer jungen Frau: Sie betonte, dass sie keine Feministin sei und befürwortete das Betreuungsgeld; als ihre Beamten in einer Vorlage von dem »Gender-Pay-Gap von 21 Prozent« schrieben, strich sie den Begriff und ersetzte ihn durch 7 Prozent und ein Fragezeichen.

Weil sie so umstritten war, hatte sie das Gefühl, alles Persönliche abschirmen zu müssen. Wer weiß, was ihre Kriti-

»Als Politiker ist man wie ein Rechner, der nie herunterfahren kann. Wenn ich meine gesamte Familienphase bis heute so verbracht hätte, würde ich es bereuen.«

andere Paare in Deutschland, wo beide in Führungspositionen sind«, überlegt sie. »Jedenfalls habe ich da gemerkt, dass überhaupt nicht bekannt ist, dass Politikerinnen nach dem Mutterschutz direkt wieder voll einsteigen müssen. Es ist quasi Geheimwissen!«

Erst jetzt, da Schröder ihre politischen Ämter aufgegeben hat, redet sie offen über diese Jahre, die sie als »hammerhart« bezeichnet. Zum Beispiel über diesen Abend, an dem sie stundenlang bei der Bereinigungssitzung im Haushaltsausschuss darauf warten musste, dass ihr Etat drankam. Ihre Brust schmerzte immer mehr, weil sie noch stillen oder abpumpen musste. Sie dachte darüber nach, die Vorsitzende zu informieren, stellte sich dann aber vor, wie diese den Grund vor den anderen Ausschussmitgliedern erklären würde. »Wenn Sie was sagen, müssen Sie das auch benennen. Und Haushaltspolitiker sind lauter kernige Typen, da habe ich mich gescheut.«

Oder den Morgen, an dem sie diese Pressekonferenz geben musste. Die damalige Arbeitsministerin Ursula von der Leyen, ihre Parteikollegin, wollte eine Quote von 30 Prozent für Vorstände und Aufsichtsräte mithilfe der Opposition durchsetzen, Schröder hatte in dem Fall mit Rücktritt gedroht. Blass und übernächtigt trat sie vor die Hauptstadtmedien – ihre Tochter hatte sie die ganze Nacht wach gehalten.

Oder den Tag, den sie sich wegen der Kita-Eingewöhnung ihrer Tochter freigenommen hatte und den sie dann mit Krisengesprächen am Telefon verbringen musste – der

ker daraus gemacht hätten? Die Familienpolitik, die von Gerhard Schröder noch als »Gedöns« abgetan worden war, war zum Kulturkampf geworden.

Sie erhebt sich und tritt nach draußen ins Freie. Berlin ist ruhig und abgeschieden hier, viele Villen, viele Bäume, weiter links liegt schon der Grunewald. Sie stapft eine schmale Straße hinunter und bleibt vor einem kleinen Wald mit einem Spielplatz stehen. Als sie nicht mehr Ministerin war, hat sie ihre Töchter oft von der Tagesmutter abgeholt und ist mit ihnen hierhergekommen. Davor hatten ihre Eltern, vor allem ihr Vater, das übernommen – in den Sitzungswochen waren sie immer aus Wiesbaden hergefahren.

»Als Politiker ist man wie ein Rechner, der nie runterfahren kann. Wenn ich meine gesamte Familienphase bis heute so verbracht hätte, würde ich es bereuen«, sagt sie. Natürlich findet sie, dass man den politischen Betrieb familienfreundlicher gestalten sollte. Aber ihrer Meinung nach gibt es eben Grenzen bei dem, was ein Mensch leisten kann.

»Familie und Politik sind zwei Lebensbereiche, die 75 Prozent von Ihnen verlangen. Trotzdem haben Sie nur 100 Prozent zur Verfügung. Sie können Abstriche machen und die Belastung mildern. Aber am grundsätzlichen Dilemma werden Sie nichts ändern können.«

Es gibt da diese Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Viele Frauen – und Männer – wollen mehr Frauen in Spitzenjobs sehen. Die Arbeitsbedingungen in diesen Jobs sind aber so, dass sie kaum Raum für anderes lassen. Einige

Frauen haben mit viel Kraft und Unterstützung dennoch die höchsten Ämter in der Politik erreicht und Kinder bekommen: Die EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen, die zwei Söhne und fünf Töchter hat. Die Grünen-Co-Chefin Annalena Baerbock, die zwei Töchter hat. Die scheidende CDU-Parteichefin Annegret Kramp-Karrenbauer, die drei erwachsene Kinder hat.

Spricht man mit hoch qualifizierten Frauen mit Kindern, hört man jedoch oft: So einen Job will ich unter solchen Bedingungen nicht machen. Es ist nicht mangelnder Feminismus, was dahintersteckt, eher ein pragmatischer Realismus. Deutschland ist nicht Skandinavien. Auf der höchsten Ebene herrschen auch im Jahr 2020 noch Präsenzkultur und Männerrituale. Wie viele Frauen gibt es, die es deshalb ablehnen, ein politisches Spitzenamt zu übernehmen? Wie viele sagen sich: Natürlich möchte ich mehr Verantwortung übernehmen – aber es gibt für mich Grenzen?

Eigentlich, gibt Schröder zu, sei ihr immer klar gewesen, dass sie den Ministerjob nur eine Legislaturperiode lang machen würde. Eine weitere Legislaturperiode saß sie als normale Abgeordnete im Bundestag, dann hat sie 2017 fast zeitgleich mit ihrem Mann aufgehört. Damals war sie schwanger mit ihrer dritten Tochter Dora, zum ersten Mal konnte sie nach der Geburt Elternzeit nehmen. Schröder arbeitet jetzt als selbstständige Unternehmensberaterin, schreibt alle zwei Wochen eine Kolumne für die *Welt*, leitet den Förderverein an der Schule ihrer Töchter und klingt ziemlich zufrieden, wenn sie über ihr Leben spricht. Ihr Mann, mit dem sie die Beratung gegründet hat, ist Anfang des Jahres in den Vorstand der Schufa gewechselt.

Ein klassisches Rollenmodell also, Schröder fühlt sich damit wohl. Besonders dankbar ist sie für das, was den meisten Eltern normal erscheint: Alltag. Sie hilft ihren Töchtern, wenn sie für ein Diktat oder eine Sachkundearbeit lernen müssen, sie lädt deren Klassenkameraden zu sich nach Hause ein. »Ich genieße es, mich einbringen zu können und nicht immer Nein sagen und delegieren zu müssen«, sagt sie. Gleichzeitig lässt die Politik sie nicht los. Sie engagiert sich in ihrer Partei, schreibt und spricht über politische Themen und wollte Ende April eigentlich mit ihrem Mann zu dem CDU-Parteitag fahren, der wegen Corona abgesagt wurde.

Noch einmal zurück zu Katarina Barley, der SPD-Politikerin. Diesmal empfängt sie im Europaparlament in Brüssel, das Gebäude ist eine Kreuzung zwischen Konferenzzentrum, Flughafen und riesiger Parteizentrale. Die Stimmung ist ganz anders als im Bundestag. In ihrem Büro im zwölften Stock steht sie am Fenster und schaut auf die Dächer der Stadt.

Barley ist die erste deutsche Ministerin, die von Berlin nach Brüssel gewechselt ist. Als sie sich vor einem Jahr zu diesem Schritt entschied, haben viele gestaunt: Wer in Brüssel arbeitet, ist weiter weg und weniger bekannt, die meisten Wähler interessieren sich nicht besonders für Europapolitik. Die Entscheidung hatte vor allem persönliche Gründe.

Katarina Barley ist eine Patchworkmutter, seit 15 Jahren teilt sie sich mit ihrem Ex-Mann die Erziehung ihrer beiden Söhne. Trotz der Scheidung haben die Eltern ein gutes Verhältnis. Als sie sich trennten, war Nico zwei und sein Bruder Frederic neun Jahre alt. Sie und ihr Ex-Mann entschieden, dass die Jungen weiter in Trier aufwachsen sollten. Damals arbeitete Barley in Teilzeit als Richterin, sie pendelte nach Luxemburg, später nach Mainz. Wenn sie unterwegs war, wohnten die Jungen bei ihrem Vater. Später übernahmen die Eltern die Erziehung im Wochenwechsel.

Als Barley 2013 in den Bundestag einzog, kam dieses Modell an seine Grenzen. Als sie zwei Jahre später SPD-Generalsekretärin wurde, wurde es kritisch. Sigmar Gabriel, der damalige Parteichef, warnte sie: »Wenn du diesen Job machst, musst du deinem Sekretariat sagen, dass sie dir Tage für deine Familie blockieren. Sonst ...« Sie kann sich nicht mehr daran erinnern, was darauf folgte. Nur daran, dass sie sich an seinen Rat nicht wirklich gehalten hat. »Heute würde ich es anders machen«, sagt sie.

Als Generalsekretärin musste Barley unter der Woche in Berlin sein und am Wochenende oft zu Parteiterminen in ganz Deutschland reisen. Regelmäßige Besuche in Trier dazwischenzuquetschen erwies sich als schwierig: Von Berlin aus ist man am schnellsten mit dem Flugzeug und zwei Stunden Autofahrt dort. Sie hat dann versucht, jedes zweite Wochenende für ihre Söhne frei zu halten, aber selbst am Wochenende prasselten manchmal Interviewanfragen und Termine rein. »Die Erziehung«, sagt sie, »hat sich stärker zu meinem Ex-Mann verschoben.«

Eigentlich hat Katarina Barley in diesen Jahren das gemacht, was viele männliche Politiker tun: Sie hat für die Partei eine Aufgabe nach der anderen übernommen, die Kinder (vor allem Nico) wuchsen bei ihrem Vater auf. Er habe dafür viel Beifall bekommen, sagt sie. Sie musste sich hingegen oft die Frage anhören, wie sie es bloß verkraftete, ihre Söhne so selten zu sehen. Gerade Frauen stellten sie ihr oft. Barley findet, dass sich darin eine sehr konservative Vorstellung widerspiegelt. Bedeutet Gleichberechtigung nicht, dass auch die Frau Karriere machen kann, während ihr der (Ex-)Mann den Rücken frei hält?

2017 wurde sie Familien- und Arbeitsministerin, 2018 Justizministerin, sie galt als »Wunderwaffe« ihrer Partei. Der Preis war, dass sie ihre Söhne nur unregelmäßig sehen konnte. Nico hat bei Theateraufführungen oft die Hauptrolle gespielt, ein paar hat sie erlebt, bei einem Stück hat sie erst im Nachhinein davon erfahren. Es gab Elternsprechtage und Schulfeiern, die sie gern besucht hätte, für die ihr jedoch die Zeit fehlte.

»Meine Kinder sagen beide: Es ist gut, wie du's gemacht hast«, sagt sie. »Aber ich weiß nicht, ob es für sie leicht oder schwer war, schön oder weniger schön. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich vieles verpasst habe. Ich glaube, dass man da als Mutter selbst mehr drunter leidet.«

Als die damalige SPD-Parteichefin Andrea Nahles sie fragte, ob sie bei der Europawahl als Spitzenkandidatin antreten

wolle, hat sich Katarina Barley ausgiebig mit ihrer Familie beraten. Politisch wäre es ein Schritt aus dem Zentrum. Privat wäre es ein Schritt nach vorn. Ihr Ex-Mann wollte schon lange nach Brüssel, er arbeitet für die EU-Kommission. Nico sagte: »Entweder es bleibt, wie es ist, oder wir ziehen alle gemeinsam nach Brüssel.« Barley entschied sich für das Europaparlament. Ihr Ex-Mann hat dann für sich und den Sohn eine Wohnung gefunden, die eine gute Anbindung an die Schule hat. Sie hat sich ein kleines Apartment gesucht, das nur drei Minuten entfernt liegt.

Heute ist Katarina Barley immer noch viel unterwegs, wegen ihrer Partei ist sie oft in Berlin, ihr Lebensgefährte wohnt in der Nähe von Amsterdam, das Haus der Familie ist weiter in Trier. Aber zum ersten Mal seit vielen Jahren kriegt sie das mit den freien Blöcken in ihrem Terminkalender hin. Ein-, zweimal die Woche übernachtet Nico bei ihr, manchmal treffen sie sich zum Mittagessen. Fragt man sie, ob sie angesichts der Krise der SPD doch bald wieder von Brüssel nach Berlin zurückziehen könnte, lacht sie. »Ich bin so froh, dass ich diese Zeit mit meinem Sohn noch habe. Solange er zu Hause ist, genieß ich die einfach.«

Politiker zu sein, sagt sie, sei heute schwerer als je zuvor. Zum einen wird der Job immer fordernder, weil die Inhalte so komplex und die Medien so schnell sind. Der persönliche Preis steigt. Gleichzeitig steigt auch die Verachtung. Man werde qua Amt für geldgierig, oberflächlich und menschenverachtend gehalten, glaubt sie.

Eigentlich braucht es gerade jetzt gute Leute, die diesen Job trotz allem machen wollen. Leute, die nah dran sind am Leben der Menschen da draußen, zum Beispiel Frauen, die getrennt sind, ihre Kinder allein erziehen oder einfach nur versuchen, ihre Familie und ihren Beruf zu verbinden, wie so viele andere Eltern auch.

Am Ende dieser Geschichte geht es also um mehr als diese vier Mütter und ihre Kinder. Es geht auch darum, dass die Gesellschaft zwar erwartet, dass ihre Politiker makellos, krisenfest und menschlich sind. Gleichzeitig verlangt sie ihnen Unmenschliches ab. Das zerreißt nicht nur diejenigen, die diesen Beruf mit ihrem Familienleben vereinbaren wollen. Es zerreißt auch die Demokratie.

Barley erzählt von einer Erfahrung, die sie immer wieder macht, wenn sie in den Urlaub fährt. Früher, als Richterin, habe sie viel Wohlwollen, ja sogar Bewunderung geerntet, wenn sie von ihrem Job erzählte. Jetzt vermeidet sie das Thema im Urlaub am liebsten. Geht es doch nicht anders, komme immer die gleiche Reaktion: »Die Augenbraue fährt hoch, auf der Stirn kann man die Gedanken wie bei einem Spruchband mitlesen: Ach! Bisher fand ich dich eigentlich ganz nett. Hast du nichts Anständiges gelernt?«

»Es sind in der Politik immer noch sehr viele anständige Menschen unterwegs«, sagt sie. »Aber wenn sich dieses fatale Bild von Politikern weiter verbreitet, dann wird das eine selbsterfüllende Prophezeiung. Wer will dann überhaupt noch in die Politik gehen?«

Hinter der Geschichte: ZEITmagazin-Redakteurin Khuê Phạm hat mit jeder Politikerin mehrmals gesprochen. Die Frauen haben darum gebeten, einige Details zu ihren Kindern, Männern oder Ex-Partnern nicht zu erwähnen. Um die Sicht ihrer Töchter und Söhne zu zeigen, haben sie ihre Kinder gefragt, welche Gegenstände sie mit ihrem Beruf verbinden. Diese hat Jelka von Langen fotografiert.

19.3.20 N° 13

HAMBURGER KUNSTHALLE



MAX BECKMANN

WEIBLICH – HÖLLISCH

3. April bis
2. August 2020

Hamburg | Behörde für
Kultur und Medien

FREUNDE DER
KUNSTHALLE

Martha Pulvermacher Stiftung